



1923-09-22

Die Dame mit dem Reisigbündel und der Bauer

Gabriele Reuter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19230922&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Reuter, Gabriele, "Die Dame mit dem Reisigbündel und der Bauer" (1923). *Essays*. 191.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/191

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Die Dame mit dem Reisigbündel und der Bauer.

Von Gabriele Reuter.

Es lockte mich hinaus in ein kleines Thüringer Städtchen, wo liebe Freunde mir sorglose Wochen bereiteten. Und die Herb[st]sonne schien golden auf den Wald, der sich über die Hügel deckte, schon hie und da rötlich und gelb betupft von des Herbstes malender Hand. Aber trotz der linden Wärme, die wohligh die Glieder umfloß, nach des Sommers wäherender Kühle, kam doch kein rechtes Behagen auf. Ein trockener Wind raschelte Tag für Tag in den ausgetrockneten Blättern der Gebüsch – bald erhob er sich zum Sturm, knackte wirbelnd unter grauem Staubgewölk Aeste und Zweige – ja alte Bäume brachen unter seiner Wucht tosend nieder. Und kein Tropfen Regen fiel. Das kurze Gras unter den alten Zwetsch[g]enbäumen lag dick bestreut mit den halbreifen Früchten – in den Gärten sammelten Kinder die Aepfel und Birnen zu hohen Haufen. Die Obsternte war zur Hälfte vernichtet, die andere Hälfte ist sauer und geschmacklos, ihr hat Frühlings- und Sommerwärme arg gefehlt. Die Landschaft liegt staubgrau, der Erdboden klappt vor Dürre. Alle Abend [sic] nach der Sturmnacht stieg ich hinauf in den Wald. Die Landschaft ist lieblich dort oben. Der Fluß, die Saale, der vielbesungene, zieht sich in malerischen Kurven durch das Tal zwischen den mäßigen Kalkbergen, alte, zerbröckelnde Burgen grüßen von den Höhen. Unter den großen Buchen an der Berglehne stand eine Bank, zur Ruhe ladend und zum Träumen bei dem im Flusse rosig spiegelnden Abendrot. Das Städtlein mit seiner einen Straße kauert sich bescheiden ins enge Tal, sendet seine Villen die Hügelhänge hinauf. Da muß es sich doch friedlich leben lassen – so manche Großstadtqual bleibt fern und die Not mag gelinder sein. Ich steuerte auf die Bank zu, fand ein feines, altes Dämchen, Typ höhere Offizierswitwe, ein sanftes Gesicht unter weißen Scheiteln – sie ruht dort – in erschöpfter Haltung, neben ihr am Boden ein gewaltiges Reisigbündel.

"Heut' hat es gelohnt", sagte ich, mich neben ihr niederlassend, als sei es von je die gewohnte Beschäftigung greiser adeliger Damen, im Walde Holz zu lesen.

"Ja –," sie lächelte fein, "so ein Sturm der kommt zuweilen gelegen. Und der Winter ist lang!"

Ach Gott – mußte ich denken – wie oft mögen dir die paar dünnen Aeste die Kälte aus dem Stübchen jagen? Und ich erhob mich still, grüßte, ließ sie ihrem Träumen auf der Bank unter den Buchen.

Als ich heimkehrte, saßen zwei andere Gestalten dort – das waren die Frau Baurätin und ihre Tochter, die letztere mit einem Beinleiden behaftet, doch auch robust. Sie trug einen mit Reisig gefüllten mächtigen Rucksack auf dem Rücken, in der Hand einen wohl drei Meter langen Baumstamm, auch die alte Dame war mit zwei mächtigen Knüppeln bewaffnet. "Sehen Sie nur, was wir gefunden haben", riefen sie mich fröhlich an. Der Baumstamm war wohl von anderen Holzsuchern schon seiner Aeste und Zweige beraubt, sollte dann in größerer Dunkelheit geholt werden. Aber sie waren nun zuvorgekommen, und ich wünschte ihnen glückliche Heimkehr und keine Begegnung mit dem Förster. Holzzettel bekommen sie alle die alten Damen in den netten, sauberen Häuschen, wie sie sonst wohl die Kinder von den Gemeindearmen bekamen. Manche gehen auch Aehren lesen auf den Feldern – ist man fleißig, so schlägt man ein bis zwei Pfund Körner aus dem heimgebrachten Stroh. Aber scheel angesehen wird man freilich, und die Arbeiterfrauen, deren Männer und Söhne in den nahegelegenen Strickstoffwerken Milliardenverdienste haben, sind so viel behender – sie bringen auch immer eine

ganze Horde Kinder mit aufs Feld, die wie die Ameisen sammeln. Ach ja, die Geschichte vom Boas in der Bibel war wohl rührend, aber jetzt kommt kein gütiger Besitzer und sagt seinen Leuten, daß sie ordentlich Aehren liegen lassen sollen. Nun – es ist ja wahr – man ist ja auch kein frisches junges Weib mehr, die solch einem Herrn die Rührung leicht macht. Gott sei Dank, daß die Mittelstandsküche noch aufrechterhalten wird – und das geschieht denn doch mit Hilfe der umwohnenden Bauern und Gutsbesitzer. Da kann man sich sein Henkeltöpfchen warmes Essen holen – und die Scham darüber hat man längst verlernt – es tun's ja alle.

Ach nein – das Leben ist wohl auch nicht gelinder in den Idyllischen kleinen Städten. Und der Verdienstmöglichkeiten sind noch weniger. Zwar braucht man nicht Polonaise zu stehen vor den Gemüseläden – aber das kommt einfach daher, daß man schon vorher weiß: es gibt doch keine Kartoffeln – heute nicht – morgen und übermorgen ebensowenig. Warum nicht? Ueberall im Lande umher liegen wohlhabige Bauerngehöfte und große und kleinere Güter.

Die Dürre hat der Frucht geschadet – richtig – dafür ist die Weizenernte glänzend ausgefallen. Und weil der Bauer wußte, daß er am Weizen bedeutend mehr verdienen würde, darum baute er eben Weizen und nicht das Volksnahrungsmittel: die Kartoffel. Mögen die Städter hungern – was geht es ihn an? Weizenbrot ist ja auch was Gutes – nur kann's niemand zahlen. Was geht's den Bauern an? Er hat sein Haus ausgebaut, blinkernde Fensterscheiben eingesetzt, im Hof stehen die landwirtschaftlichen Maschinen neuester Konstruktion, die Frau geht Sonntags in einem schönen warmen Pelz zur Kirche und die Pferde haben spiegelblanke Flanken vom Haferfutter. Oben auf dem Boden, wo so leicht kein neugieriger Besucher sich hinverirrt, da stehen funkelnagelneue Riesenschränke, die enthalten die ganze Aussteuer für die Töchter: Leinen- und Baumwollstoffe, unverschnitten noch, und fertige Wäsche, Kleiderstoffe und Silberzeug, da weiß man, was man hat – das kann nicht entwertet werden. Und er schmunzelt in sich hinein – im Garten unter der Laube, oder unter den Dachsparren des Kuhstalls – da gibt es schon verborgene Eckchen, wo niemand nach einem alten, derben Strumpfe sucht, der mit Gold- und Silbermünzen gestopft ist. Richtige – alte, gute gelbe Zwanzigmarkstücke und weiße, graue, schwere Fünfmarmünze. Abliefern? Der Bauer hohnlacht. Mag der Staat zugrundegehen – bleibt nur sein Hof bestehen....

Geizig und besitzgierig ist der Bauer in der ganzen Welt. Aber der deutsche Bauer ist dazu auch noch sehr intelligent. Wie er sein Feld nach der neuesten Methode bearbeitet und [seine Söhne auf die Landwirtschaftsschulen schickt, so begreift] er auch sehr wohl, daß sein Heil nur im Zusammenschluß liegt. Niemand ist so einig wie alle Bauern, ob sie nun ein kleines Höfchen oder ein mächtiges Rittergut haben; in der Verteidigung ihrer Interessen weichen alle sonstigen gesellschaftlichen Unterschiede. So bilden sie eine ehernen Mauer, aus Trotz, Eigensinn und Besitzgier geschmiedet, gegen die republikanische Regierung – aber auch gegen die aufheulenden Wellen der roten Gefahr. Am deutschen Bauern wird der Bolschewismus zuschanden werden, mag er in den Industriestädten auch einmal zur Herrschaft gelangen. Der russische Bauer, verträumt, verdummt durch Alkohol und noch ein halber Leibeigener, jedenfalls noch kein innerlich frei gewordener Mensch, mußte schnell dem Bolschewismus zum Opfer fallen, seine ungezählten Scharen trugen die verhängnisvolle Lehre über die endlosen Weiten des russischen Bodens.

Der deutsche Bauer ist wohl ein treuer Sohn seiner Kirche, seines Königshauses, aber alle diese – nun sagen wir einmal: diese Ideale greifen doch nicht in das Innerste seiner Seele. Dort wohnt einzig der Götze: Profit. So unsympathisch dies nun auch im Einzelfalle und vom menschlichen Standpunkt aus

betrachtet sein mag: es gibt noch einen anderen Blickpunkt. Sollte nicht der Teufel – gerade der Teufel in ihm ausersehen sein, den andern, den roten Teufel zu besiegen? Der deutsche Bauer in seiner engen und harten Verstocktheit, in seiner ständigen Gefahr für alle Regulierungskünste der Finanziers wie der Minister, er bleibt doch der stärkste Pfeiler des Staatswesens, weil er der unbeugsamste Vertreter des Besitzes ist. Es gibt Bauernfamilien, die seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert auf ihren Höfen sitzen, wortkarge, eiserne Herrennaturen, die schnell mit aufsässigen Landarbeitern fertig werden. Und die Landarbeiter, die hauptsächlich auf Duputate angewiesen sind, welche sie unter der Hand wieder mit gutem Profit verkaufen, die wissen sehr gut, daß ihr Interesse viel mehr mit dem des Bauern zusammengeht, als es von den Kommunisten ge[fördert werden könnte.]

Feuilleton.

Die Dame mit dem Reisigbündel und der Bauer.

Von Gabriele Reuter.

Es lockte mich hinaus in ein kleines Thüringer Städtchen, wo liebe Freunde mir sorglose Wochen bereiteten. Und die Herbstsonne schien golden auf den Wald, der sich über die Hügel deckte, schon hie und da rötlich und gelb betupft von des Herbstes malender Hand. Aber trotz der lindern Wärme, die wohlthätig die Glieder umfloß, nach des Sommers wählender Kühle, kam doch kein rechtes Behagen auf. Ein trockener Wind raschelte Tag für Tag in den ausgetrockneten Blättern der Gebüsch — bald erhob er sich zum Sturm, knackte wirbelnd unter grauem Staubgewölke Aeste und Zweige — ja alte Bäume brachen unter seiner Wucht tosend nieder. Und kein Tropfen Regen fiel. Das kurze Gras unter den alten Zwetschkenbäumen lag dick bestreut mit den halbreifen Früchten — in den Gärten sammelten Kinder die Äpfel und Birnen zu hohen Haufen. Die Obsternte war zur Hälfte vernichtet, die andere Hälfte ist sauer und geschmacklos, ihr hat Frühlings- und Sommerwärme arg geschlt. Die Land-

schaft liegt staubgrau, der Erdboden klappt vor Dürre. Alle Abend nach der Sturmnacht stieg ich hinaus in den Wald. Die Landschaft ist lieblich dort oben. Der Fluß, die Saale, der vielbesungene, zieht sich in malerischen Kurven durch das Thal zwischen den mäßigen Kalkbergen, alte, zerbröckelnde Burgen grüßen von den Höhen. Unter den großen Buchen an der Berglehne stand eine Bank, zur Ruhe ladend und zum Träumen bei dem im Flusse rosig spiegelnden Abendrot. Das Städtlein mit seiner einen Straße kauert sich bescheiden ins enge Thal, sendet seine Villen die Hügelhänge hinauf. Da muß es sich doch friedlich leben lassen — so manche Großstadtqual bleibt fern und die Not mag gelinder sein. Ich steuerte auf die Bank zu, fand ein feines, altes Dämchen, Typ höhere Offizierswitwe, ein sanftes Gesicht unter weißen Scheiteln — sie ruht dort — in erschöpfter Haltung, neben ihr am Boden ein gewaltiges Reisigbündel.

„Heut' hat es gelohnt“, sagte ich, mich neben ihr niederlassend, als sei es von je die gewohnte Beschäftigung greiser adeliger Damen, im Walde Holz zu lesen.

„Ja —“ sie lächelte fein, „so ein Sturm der kommt zuweilen gelegen. Und der Winter ist lang!“

Ach Gott — mußte ich denken — wie oft mögen dir die paar dürren Nester die Kälte aus dem Stübchen jagen? Und ich erhob mich still, grüßte, ließ sie ihrem Träumen auf der Bank unter den Buchen.

Als ich heimkehrte, saßen zwei andere Gestalten dort — das waren die Frau Baurätin und ihre Tochter, die letztere mit einem Beinleiden behaftet, doch auch robust. Sie trug einen mit Reisig gefüllten mächtigen Rucksack auf dem

Rücken, in der Hand einen wohl drei Meter langen Baumstamm, auch die alte Dame war mit zwei mächtigen Knüppeln bewaffnet. „Sehen Sie nur, was wir gefunden haben“, riefen sie mich fröhlich an. Der Baumstamm war wohl von anderen Holzsuchern schon seiner Aeste und Zweige beraubt, sollte dann in größerer Dunkelheit geholt werden. Aber sie waren nun zuvorgekommen, und ich wünschte ihnen glückliche Heimkehr und keine Begegnung mit dem Förster. Holzzettel bekommen sie alle die alten Damen in den netten, sauberen Häuschen, wie sie sonst wohl die Kinder von den Gemeindearmen bekamen. Manche gehen auch Aehren lesen auf den Feldern — ist man fleißig, so schlägt man ein bis zwei Pfund Körner aus dem heimgebrachten Stroh. Aber scheel angesehen wird man freilich, und die Arbeiterfrauen, deren Männer und Söhne in den nahegelegenen Stickstoffwerken Milliardenverdienste haben, sind so viel behender — sie bringen auch immer eine ganze Horde Kinder mit aufs Feld, die wie die Ameisen sammeln. Ach ja, die Geschichte vom Boas in der Bibel war wohl rührend, aber jetzt kommt kein gütiger Besitzer und jagt seinen Leuten, daß sie ordentlich Aehren liegen lassen sollen. Nun — es ist ja wahr — man ist ja auch kein frisches junges Weib mehr, die solch einem Herrn die Nahrung leicht macht. Gott sei Dank, daß die Mittelstandsküche noch aufrechterhalten wird — und das geschieht denn doch mit Hülfer umwohnenden Bauern und Gutsbesitzer. Da kann man sich sein Henkeltöpfchen warmes Essen holen — und die Scham darüber hat man längst verlernt — es tun's ja alle.

Ach nein — das Leben ist wohl auch nicht gelinder in den idyllischen kleinen Städten. Und der Verdienstmöglichkeiten sind noch weniger. Zwar braucht man nicht Polonaise zu stehen vor den Gemüseläden — aber das kommt einfach daher, daß man schon vorher weiß: es gibt doch keine Kartoffeln — heute nicht — morgen und übermorgen ebenso wenig. Warum nicht? Ueberall im Lande umher liegen wohlhabende Bauerngehöfte und große und kleinere Güter

Die Dürre hat der Frucht geschadet — richtig — dafür ist die Weizenernte glänzend ausgefallen. Und weil der Bauer wußte, daß er am Weizen bedeutend mehr verdienen würde, darum baute er eben Weizen und nicht das Volksnahrungsmittel: die Kartoffel. Mögen die Städter hungern — was geht es ihn an? Weizenbrot ist ja auch was Gutes — nur kann's niemand zahlen. Was geht's den Bauern an? Er hat sein Haus ausgebaut, blinkernde Fensterscheiben eingesetzt, im Hof stehen die landwirtschaftlichen Maschinen neuester Konstruktion, die Frau geht Sonntags in einem schönen warmen Pelz zur Kirche und die Pferde haben spiegelblanke Flanken vom Hafersfutter. Oben auf dem Boden, wo so leicht kein neugieriger Besucher sich hinverirrt, da stehen funkelnagelneue Riesenschränke, die enthalten die ganze Aussteuer für die Töchter: Leinen- und Baumwollstoffe, unverschnitten noch, und fertige Wäsche, Kleiderstoffe und Silberzeug, wie es die Eltern nie besaßen! Die Mäbelspringen noch in kurzen Röckchen auf dem Hof herum; was macht's — man muß vorsorgen. Der Krieg hat's gut mit dem Bauern gemeint, so mancher verschuldete Hof steht jetzt blinkerblank und hypothekensfrei da. Wer wird vom Ueberschuß Papiere kaufen? So dumm! hohnlacht der Bauer. An Aeckern und Ställen, an Haus und Vieh, an Leinen, Wolle, Pelz und Silberzeug, da weiß man, was man hat — das kann nicht entwertet werden. Und er schmünzelt in sich hinein — im Garten unter der Laube, oder unter den Dachsparren des Kuhstalls — da gibt es schon verborgene Ecken, wo niemand nach einem alten, derben Strumpfe sucht, der mit Gold- und Silbermünzen gestopft ist. Richtige — alte, gute gelbe Zwanzigmarkstücke und weiße, graue, schwere Fünfundzwanzigmarkmünzen. Abliefern? Der Bauer hohnlacht. Mag der Staat zugrundegehen — bleibt nur sein Hof bestehen. . . .

Geizig und besitzgierig ist der Bauer in der ganzen Welt. Aber der deutsche Bauer ist dazu auch noch sehr intelligent. Wie er sein Feld nach der neuesten Methode bearbeitet und

er auch sehr wohl, daß sein Heil nur im Zusammenhluß liegt. Niemand ist so einig wie alle Bauern, ob sie nun ein kleines Höfchen oder ein mächtiges Rittergut haben; in der Verteidigung ihrer Interessen weichen alle sonstigen gesellschaftlichen Unterschiede. So bilden sie eine eiserne Mauer, aus Trotz, Eigensinn und Besitzgier geschmiedet, gegen die republikanische Regierung — aber auch gegen die aufsteigenden Wellen der roten Gefahr. Am deutschen Bauern wird der Bolschewismus zuschanden werden, mag er in den Industriestädten auch einmal zur Herrschaft gelangen. Der russische Bauer, verträumt, verdummt durch Alkohol und noch ein halber Leibeigener, jedenfalls noch kein innerlich frei gewordener Mensch, mußte schnell dem Bolschewismus zum Opfer fallen, seine ungezählten Scharen trugen die verhängnisvolle Lehre über die endlosen Weiten des russischen Bodens.

Der deutsche Bauer ist wohl ein treuer Sohn seiner Kirche, seines Königshauses, aber alle diese — nun sagen wir einmal: diese Ideale greifen doch nicht in das Innerste seiner Seele. Dort wohnt einzig der Göze: Profit. So unsympathisch dies nun auch im Einzelfalle und vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet sein mag: es gibt noch einen anderen Blickpunkt. Sollte nicht der Teufel — gerade der Teufel, in ihm auferstehen sein, den andern, den roten Teufel, zu besiegen? Der deutsche Bauer in seiner engen und harten Verstocktheit, in seiner ständigen Gefahr für alle Regulierungskünste der Finanziers wie der Minister, er bleibt doch der stärkste Pfeiler des Staatswesens, weil er der unbeugsamste Vertreter des Besitzes ist. Es gibt Bauernfamilien, die seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert auf ihren Höfen sitzen, wortkarge, eiserne Herrennaturen, die schnell mit auffässigen Landarbeitern fertig werden. Und die Landarbeiter, die hauptsächlich auf Deputate angewiesen sind, welche sie unter der Hand wieder mit gutem Profit verkaufen, die wissen sehr gut, daß ihr Interesse viel mehr mit dem des Bauern zusammengeht, als es von den Kommunisten ge-